

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

235 (26.8.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Die Stuttgarter Reise

Skizze von Kurt Ziefenitz-Lübeck.

Unter den Gästen der Münchener Fahrpost, die an einem kühlen Sommermorgen des Jahres 1856 mit lustigem Trara in Stuttgart einfuhr, erregte ein hochgewachsener Fremder die Aufmerksamkeit der neugierig Umherstehenden durch die überlegene Lässigkeit, mit der er sein einziges Gepäck, eine bunte Reisetasche, über die Schulter warf und den großen Schlapphut aus der Stirn rückte, um das Bild des morgendlich belebten Plazes in sich aufzunehmen. Es war der verwöhnte Dichter und Freund des Königs Max, Emanuel Geibel, der sich trotz aller Ueberrückigkeit heute besonders wohl fühlte, da ihm sein Fürst eine besondere Rolle zugewiesen.

Vom Reifestaub befreit und durch einen Imbiß in der behaglichen Stube der Posthalterei gestärkt, hatte er sich gar bald nach der Augustenstraße hingefragt, wo seit einem halben Jahrzehnt sein Bruder in Apoll, Eduard Mörike, mit den Seinen wohnte.

Es war ein einfaches Bürgerhaus, grau in grau. Geibel war nicht überrascht. Ihm waren die beschiedenen Verhältnisse Mörikes, der von seiner kargen Pfarrerepension leben mußte, wohl bekannt. Er kam ja, ihnen ein Ende zu machen.

Deshalb schreckte ihn auch nicht der herabfallende Puz beim Öffnen der verquollenen Haustür, nicht die blechern bimmelnde Glocke, noch auch der aus den Wohnräumen dringende Kinderlärm, Dinge, die anderorts seine Ohren empfindlich beleidigt hätten. Heute vertieften sie nur das überlegene Selbstgefühl in seiner Dichterbrosche.

Um so mehr war er erstaunt, auf einmal in der sich weit öffnenden Tür der Wohnstube, von funkelndem Sonnenlicht umflossen, die Gestalt desjenigen zu sehen, den er als einen Mühseligen und Beladenen, von Tagesorgen zu Boden Gedrückten, kannte, und der da vor ihm stand wie im Lichte des Landes, dem er den Namen seiner Sehnsucht gegeben.

Du bist Drplid, mein Land! . . . Er wußte nicht, ob ihm die Worte von den Lippen gestiegen. Aus seinem Herzen waren sie aufgestiegen wie jene wunderbare Insel und hatten ihn im Augenblick verwandelt, zu einem andern gemacht, als der er in das Haus eingetreten.

Alle Ueberlegenheit war dahin. Ein Zaubersinn umfing ihn. Und damit fiel von ihm das äußere Gewand, in das sich seine nordische Seele so gern verflocht, wenn er vor fremde Menschen trat. Er war er selbst, der Schwärmer und Poet, und seine strahlenden Dichtergangen huldigten dem Genius des still zu ihm Aufstauenden.

Ein Freudenfeuer lohnte herüber und hinüber und verzehrte die klugen Worte der Begrüßung, die Geibel sich sorgsam auf der Reise zurechtgelegt hatte. Sie reichten ihre Hände nach einander aus. Sie sanken sich in die Arme und fühlten, daß die Stunde heilig war.

Mit offenen Mäulchen hatten sich die beiden Kleinen, mit denen der Vater eben noch ge-

tockt, schon in eine Zimmerecke zurückgezogen, wo sie, halb hinter der Sofalehne verborgen, der Begrüßung zusahen.

Mörike hatte den Münchener Freund ins Zimmer gezogen. Und da sahen die beiden äußerlich und innerlich so ungleichen Dichter, sprachen von dem, was ihre Seele füllte, und schwärmten.

Geibel hatte völlig vergessen, was ihn hierhergeführt, bis sich die Tür aufstieß und durch das lebhaftes Gespräch aus der Küche gelockt, die Hausfrau neugierig hereinsah.

Da begann er sich auf seine Aufgabe. Der Dichter versank. Der andere, der lebenswürdige Gesellschafter, trat aus ihm heraus, der die Hausfrau artig begrüßte, für seinen Ueberfall um Entschuldigung bat, den beiden Kleinen einige freundliche Worte gönnte und dann sein Anliegen vorbrachte.

Er komme in allerhöchstem Auftrage. Seine Majestät habe ihn persönlich gebeten, hierher zu reisen und zu fragen, ob der schwäbische Dichterkreis nicht bereit sei, als Pensionär des Königs nach München zu gehen und in die Reihe der außerordentlichen Geister einzutreten, denen er, Geibel, bereits angehört, und dadurch ein äußerlich sorgenfreies und geistig anregendes Leben einzutauschen.

Mörike hatte mit steigender Verwunderung die Verwandlung des Freundes bemerkt. Wie war es möglich, daß der, der jetzt sprach, vorher in seinen Armen gelegen und mit ihm an den Gestaden Drplids gewiegt? Und was wollte er? Ihn hier heranzureisen? Ihn nach München an den Hof ziehen?

Mörike sah mit tief erschrockenen Augen um sich, auf sein beschiedenes Dichterküßchen mit den zerklüfteten Möbeln, auf seine Frau in der Küchenschürze, auf die beiden Kleinen, die den Finger im Mund, mit wirren Zöpfen um-

die Sofalehne lugten, und er sah auf sein eigenes Bild, das ihm der Spiegel über der Kommode zurücksah, seine unscheinbare Gestalt in dem abgeschabten Leberrock. Und da sein Blick auf das geistvolle Gesicht des knebelbärtigen Sprechers fiel, aus dem ihm die stolzen Augen anglühten, und seine Ohren der einschmelzende Klang der wohlklingenden Stimme umsummte, wollte ein Gefühl heißer Angst ihm die Kehle zuschnüren. Mephisto! Mephisto! mußte er immerfort denken.

Auf einmal aber löste sich das alles in ihm in einem so überaus herzlichen Lachen, daß Geibel betroffen im Sprechen inne hielt und nahe daran war, seiner Verlegenheit Ausdruck zu geben, wenn ihn nicht Mörikes liebe, gute Augen durch die Brille so über alle Maßen harmlos und vergnügt angefunkelt hätten, daß er nicht böse werden konnte, sondern, der großen Handbewegung folgend, mit der jener den Kreis der Stube umschrieb, ohne Worte verstand.

Und als nun der schwäbische Freund in herzwarmer Worten des Dankes die Ehre abwehrte, die ihm angetragen wurde, und mit einem Lächeln über sich selbst schloß: „Wenn Sie wüßten, welchen Entschluß es mich schon kostet, einer Gesellschaft zu lieb in einen andern Rock zu schlüpfen!“, da empfand Geibel bewundernd und gerührt die naive Selbstverständlichkeit der Ablehnung als ein Gnadengeschenk der Gottheit, der sie beide dienten, das ihm versagt war.

Sinnend über sich und seine dichterische Sendung und mit sich Abrechnung haltend über seine Stellung zum Hof, fuhr er zurück nach München. Ein Verteidiger seiner selbst, bereitete er dem Freunde einen Ehrenplatz im Herzen seines Königs, der dem schwäbischen Dichter trotz der Abgabe unverbrüchlich ergeben blieb und ihn ehrte, wo er konnte, um deswillen, was Geibel ihm berichtet hatte von seiner eigenen inneren Wandlung durch den Unwandelbaren auf jener denkwürdigen Stuttgarter Reise.

Der Taucher

Skizze von Eitel Raper-Wilhelmsbaven.

Ein Schleusenwärter entleerte mit gierigem Griff sein Netz auf die eifig erstarrten Granitplatten. Graue, schleimige Fische, ausgeborn aus dem Schlammwasser der Einfahrt, verdreht die Augen im Todeskampf.

Der Morgen stand kalt und mit gelben Wolken. Nebelweil legte sich widerlich auf die Gerätschaften des Fischers, auf das Hafenhäus mit der verrosteten Uhr und auf den Taucherprahm, der zwischen den Doppeltüren der Schleuse wartete und die Manillatropfen spannte.

Von der tangverquollenen Leiter sprangen drei Männer in den Prahm, ballerten die Lüren zu der Holzhitze und spien ins Wasser. Um sie vorzustellen: ein Taucher, sein Inspektor und ein Hilfsstaucher, sweaterbewaffnet und mit blauen Zirkeln, die von Sonne und Tabaksqualm gries geworden waren.

Zwei Helfer probierten surrend und spielend die Luftpumpe mit den Westinghölzern und einer langen grauen Schlang, dem Luftschnlauch des Tauchers. Auf einem geordneten Hausen lagen mehrere Schnüre, ebenfalls für die Unterwasserarbeit bestimmt. Ein dritter Helfer entfaltete das ausgefranzte rote Tuch der Taucherskappe und befestigte diese an dem dicken Baum, der als Mast dienen mußte.

Ein Nebelhorn klagte nicht unmelodisch und die Hafenvögel (gräßliches Gemisch von Seemöven) kreischten sehr tief, nippten am Wasser und stiechen weiter, den Speichern zu.

Oben ließen zwei Zimmerleute den Hobel über frischgelegte Planen jagen, freffen und fragen. Ein ordentlicher Baas legte die Späne zusammen und fütterte einen Kanonenofen damit, der stinkend seinen Lebensweg dahinträumte.

Der Taucher trat heraus. Sog an der Peise. Winkte und ließ sich achlos den offenen Helm aufsetzen. Die Bange arbeitete mit dem Schraubenschlüssel. Das blanke Messingfenster wurde festgedreht und langsam fuhrte die Luftpumpe, von dem Inspektor scharf beobachtet. Ein heimliches Gefühl der Einsamkeit lag über dem allen. Die Hände des Tauchers waren brandrot vor Kälte, als er die Treppe faste und Stufe für Stufe herabtrampelte bis der Gummitseil im Wasser stand. Undeutliche Dampfpeisen warteten vom Fluß her.

„Alles klar! Los!“ Hellau sprudelte der Luftstrom im Wasser, und Meter für Meter verankerten Schlauch und Tau mit dem Taucher. Ein Ruck. „Grund!“ Jetzt wanderten die Blasen auf der Oberfläche rastlos mit dem Taucher. Der Inspektor schrak zusammen.

„Schließt den Schieber! Er bekommt zuviel Grundströmung!“ Maschinen liefen hellend an und hallten aus dem tiefen Seitenschacht in der Schleusenmauer wieder. Ein eiserner Niegel sollte die Wasserzufuhr in die Schleuse sperren und gerade in diesem engen Spalt suchte der Taucher nach dem verlorenen Gerät, zwängte sich in die Winkel und hatte ringsum, bis auf einen kleinen Spalt, Eisen um sich.

Die Töne erklangen wie in einem Dom. Ein schwarzer Schatten umkreiste ein unsichtbares etwas, der Taucher fröstelte, hämmerte wild darauf los, suchte, suchte. . .

Was war das, was wollte der schwarze Fisch? Suchte er ihn? Wieder klopfte der Taucher im Schacht, stemmte sich gegen die Strömung, gab ein Signal mit der Peise.

Was hatte er getan? War er nicht bei Sinnen? Ein Brummen im Kopf verwirrte ihn, jagte ihm den Schweiß auf die Stirne. Jetzt schlossen die oben sicher den Schieber, und dann?

Jetzt mußte er heraus aus dem Tor. Noch waren Sekunden, bis sich von oben das schwarze, riesige Messer, der Schieber, nach unten verschob. Dann war er abgeschritten, rettungslos, wie die schnappenden Fische, die er vor wenigen Minuten gedankenlos beschaut hatte. Also schnell!

Er wandte sich um, so schwerfällig und langsam, wankte. Strauchelte über ein unsichtbares Hindernis. Das Gerät, nach dem er getaucht. Er klammerte sich daran, wollte sich aufrufen. — Der Inspektor wandte sich erregt um. An der Peise wurde gerissen. „Schließt schnell, er hat mit der Strömung zu tun. Es ist nicht in Ordnung da unten!“

„Es ist nicht in Ordnung“, wiederholten die Graufittler, und lauter bellten die Maschinen, schneller martete die Luftpumpe und höher kletterte die Skala. . .

Der Taucher stand wieder. Nun hinaus! Da stand das Messer schon über ihm, unheimlich, nach unten stehend. Der Taucher trat zurück. Wieder der schwarze Fisch!

Vor ihm drang eine schwarze Wand zum Grund. Der Weg abgebrochen. Der Schlauch der Schlauch, der Taucher blickte sich, fiel hin. Sein Denken war ausgeblattet. Er träumte von seiner kleinen Fischerhütte, als ihn der unerbittliche Schieber zerbrach. . .

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

8. Fortsetzung

„Oh! Ein Doktor, sehr gut! Und so vernünftig!“ sagte von Dongern, gierig nach der gebotenen Labung greifend. „Noch ein Glas von der Medizin, ja? Haha! Sie sind mein Mann. Komme nächstens in Ihre Sprechstunde!“

Martin trat näher. „Womit kann ich eigentlich dienen?“ „Es ist wirklich wegen des Seehauses!“ rief Gina eifrig. „Herr . . . Herr . . . verzeihen Sie, ich habe den Namen vergessen.“ Und sie sah den Fremden fragend an.

Entzückt malte sich auf dessen Zügen. Er sprang auf, ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie. „Kapital, kapital!“ rief er. „Den Namen vergessen! Kennst Piet van Dongern wirklich nicht? Ich miete. Wieviel wollen Sie haben?“

Gina und Martin sahen mit offenem Munde da. So einfach hatten sie sich das Geschäft nicht vorgestellt. Sie haben bereits einen Goldregen auf ihr beschiedenes Dach niederprasseln. Dennoch war Martin ehrlich genug, zu fragen: „Aber was verlangen Sie Jhrerlei?“

„Daß man mich in Ruhe läßt. Sie kennen mich nicht — das genügt mir. Ich bin Piet van Don-

gern. Pretoria, South African Diamonds Limited. Wissen Sie jetzt Bescheid?“

Hollwecks haben sich verständnislos an und schüttelten dann beide den Kopf. Der Fremde begann sich veranlagt die Hände zu reiben. „Gut, sehr gut! Ist mir noch nicht oft passiert. Drüber kennt mich jedes Kafferkind. Und hier ist es nicht viel besser. Im Palasthotel lag alles vor mir auf dem Bauch. Fort! Im Exzelsior lauter Profitmacher, die mich als Aufsichtsrat in ihren lächerlichen Firmen haben wollten; fort! Im Europe standen schon drei Zeitungsmenschen da, die mich ausfragen wollten. Wieder nicht zu machen! Wo ich hinkomme, wissen es schon am ersten Tage alle Gauner; ich werde bestohlen, belauert — Hundeleben! Sätte nie herüberreisen sollen in das verkommene Europa. Drüber hat die Bande wenigstens noch Respekt!“ Und er fuchtelte mit einer imaginären Waffe drohend durch die Luft. „Ihr Landstift ist ein Jam!“

Gina begann klarer zu sehen. „Das Seehaus könnte ganz gut für Sie passen.“

„Aber ich beweisse doch“, warf Martin ein, ob es für den Herrn nicht zu primitiv ist. Bei den Ansprüchen, die er jedenfalls macht. . .

„Ach was, Ansprüche —“ schnitt Gina ab. Martin war wirklich ohne jede Geschäftsgewandtheit. Einen solchen Kunden zu entmühen! „Sagen Sie

uns, was Sie haben wollen, und Sie werden es bekommen“, sprach sie mit der Miene einer gütigen Königin, die obendrein über einen Zaubersstab verfügt.

Man einigte sich rasch, denn beide Parteien waren festest und unerschütterlich dazu entschlossen. Herr van Dongern bestellte für sich zwei Zimmer — das ein eigenes Bad und laufendes Wasser so nahe an einem See ganz überflüssig sei, machte ihm Gina mit wenigen energischen Worten klar, — ferner eine möglichst in der Nähe gelegene Garage und eine passende Unterkunft für Chocolat. Wegen der kranken Leber wurde ihm eine besonders geeignete Diät in Aussicht gestellt. Hier sollte um jeden Preis Dr. Mohr, den der Fremde beharrlich für einen Mediziner hielt, seine Ratschläge geben. Wied noch die Frage des Preisfakes. Gina, gewohnt eine beschiedene Gastlichkeit ohne jedes Entgelt auszuüben, erriet in einige Verlegenheit, als von Dongern, der auf einer Anzahlung bestand, sein Scheidbuch zog und seinen Namen unter eine Summe setzte, die seinen Erfahrungen in internationalen großen Gasthäusern entsprach. „Wann kann ich kommen?“ fragte er dann. „Morgen?“

„Auf keinen Fall!“ rief Gina erschrocken. „Wir müssen doch selbst erst übersiedeln. Ich brauche mindestens zehn Tage. Sobald ich soweit bin, schreibe ich Ihnen!“

„Kabel, bitte! Briefpost braucht zu lange! Also gut; so lang! Mein Hut! Zum Teufel, wo ist mein Hut?“ Man suchte, aber fand ihn nicht. Piets Angesicht rötete sich bedenklich.

„Vielleicht unten im Wagen?“ fragte Gina. Herr van Dongern kürzte ans Fenster, riß es auf und brüllte hinunter: „Chocolat!“

„Sir?“ klang es aus der Tiefe empor.

„Mein Hut!“

„Hier, Sir!“ Der treue Diener schwenkte ihn in der Hand.

„Na also!“ sagte Gina.

„Wie Sie das erraten haben, erstaunlich!“ bewunderte Piet. Er verneigte sich tief und ging, ohne mehr der vier Treppen und seiner Leber zu gedenken.

Gina fiel ihrem Manne um den Hals. „Welch ein Glück!“

Martin hatte noch nicht den Durchbruch zur vollen Begeisterung gefunden.

„Ja, aber. . .“

„Nun möchte ich wirklich wissen, was daran auszusehen ist. Hastest du dir je so was träumen lassen? Ein Nabob aus Südafrika. Gewiß hat er lauter Diamantfelder und Goldminen.“

„Wenn der Scheck nur gut ist!“

„Selbst dann wäre das Unglück nicht groß“, beruhigte Mohr. „Wird er nicht eingelöst, so braucht ihr dem Alten ja bloß eure Türe zu verschließen. Fahrt unbeforgt auf dem Pfabe eures so glücklich begonnenen Unternehmens fort. Mich hat die heutige Szene in der Ueberzeugung bestärkt, daß ihr wie so viele Unmündige. . .“

„Sag gleich Unzurechnungsfähige!“

„Daß ihr zu jenen besonderen Lieblingen Gottes gehört, denen aus allen ihren Dummheiten schließlich Gutes erwächst. Ich denke mich also euretwegen nicht weiter aufzuregen und bitte mir nur aus, daß ich auch ins Seehaus geladen werde, um zu sehen, wie ihr euch als Wirtsleute macht. Die Sache verspricht so interessant zu werden wie alles, was ihr anpackt. Es ist nicht unmöglich, von Hollwecks nicht gefesselt zu sein!“

Fortf. folgt.